

## Vorwort

Beten ist nicht mehr ein allgemein praktiziertes Tun. Beten gehört nicht mehr zu den anerkannten und großmehrheitlich akzeptierten gesellschaftlichen Verhaltensweisen. Beten ist nunmehr ein eigenartiges Tun, das einen Unterschied schafft. Die Gläubigen selber haben Schwierigkeiten, die Berechtigung dieses Akts zu erfassen; es widerstrebt ihnen, anders als die andern zu sein. Ihre Kultpraktiken geben dem Druck der öffentlichen Meinung nach.

Einst gehörten zum katholischen Gottesdienst auch Manifestationen des Volkes. Die Gläubigen flehten zu Gott, er möge Unwetter fernhalten und die Ernten segnen. Diese Gebetsformen sind am Verschwinden. Bei den einen stehen sie im Verdacht, die Glaubensreinheit zu beeinträchtigen, da sie der Magie frönten. Die andern wenden gegen sie ein, daß sie die Menschen unserer Zeit ganz und gar nicht ansprechen, da sie unserer Mentalität unverständlich seien. Man kann sich nicht mehr vorstellen, Gott greife ein, um den Lauf der Dinge zu ändern.

Man könnte entgegnen, das Bittgebet sei nicht allgemein im Schwinden begriffen. Die offizielle Liturgie sieht innerhalb der Eucharistiefeier ein litaneiartiges Gebet, die sogenannten Fürbitten vor. Diese sind ein Bittgebet. Die Gemeinde bringt Gott ihre Wünsche und Sorgen vor und zählt die Anliegen und Nöte unserer Zeit auf. Der Vietnamkrieg, die Unterentwicklung, die Streikgefahr, die Isoliertheit des alten Menschen wechseln ab mit geistlichen Gebetsanliegen. Das anschwellende Kontingent unserer Befürchtungen, der Ungerechtigkeiten, Verbrechen und Unruhen bildet den Hauptbestandteil der offiziellen Gebete. Das Bittgebet ist somit noch sehr verbreitet. Jedoch die Form, die man ihm gibt – um von seiner Existenz zu schweigen –, irritiert viele Christen. Dieses Gebet erscheint ihnen als Heuchelei, wenn es sich nicht paart mit einem kämpferischen Einsatz in Politik und Gewerkschaften, um die geäußerten Anliegen durchzusetzen. Anders kommt es als infantil vor, weil es zu der Vorstellung verleite, Gott sei dazu da, um unser soziales Versagen wiedergutzumachen. Es besteht eine Krise; sie äußert sich in Fragen wie: «Was nützt es, zu beten?» Doch seltsam: Die Krise macht nicht gleichgültig gegen-

über dem Gebet, sondern drängt, sich damit zu beschäftigen.

Diese Krise scheint hervorgerufen worden zu sein durch die wissenschaftliche und technische Beherrschung der Natur. Wissenschaft und Technik rufen einer andern Auffassung über das Gebet. Gott ist nicht der Nothelfer, von dem man einen Machtzuwachs oder Schutz vor Naturgefahren erfleht. Gott ist nicht der Lückenbüßer, der einspringt, wenn wir sozial und politisch nicht zum Rechten schauen; er ist nicht dazu da, die Folgen unseres Versagens zu beheben. Der Gläubige wagt kaum zu verlangen, daß er beim Ersuchen um materielle Güter erhört werde. Selbst wenn es eine konkrete Bitte einschließt, ist das Gebet mehr als diese Bitte. Es ist die Anerkennung, daß wir nicht ohne weiteres die Einwohner des von Jesus verheißenen Reiches sind. Es ist ein Eingeständnis, daß wir noch nicht echte Kinder Gottes sind. Daß der Gläubige um etwas betet, braucht also nicht unbedingt zu besagen, daß er sich Gott als einen gutmütigen Mann vorstellt, der eine lästige Schuld streicht, oder als die Energie, die unsere Schwäche ersetzt. Anlässlich konkreter Schwierigkeiten – Getrenntsein von einem lieben Menschen, Krankheit, wirtschaftliche Bedrängnis, Mißernten, Verkehrsgefahren, stets von neuem aufflackernde Kriege, Herzensqualen, Einsamkeit, Tod lieber Menschen – äußert es ungeschickt und noch öfters naiv den Gedanken, daß wir nicht das Reich bewohnen, worin die Protektion und Liebe Gottes offen zutage treten. Sie sind in Jesus verheißt und bleiben diskret. Das Bittgebet ist der Schrei, der sich den Gläubigen entringt, weil die Verwirklichung der Verheißung so lange auf sich warten läßt. So wird der Schrei, der jede Bitte begleitet, hervorgerufen von der Feststellung, daß das Böse weiterwirkt und daß der letzte Feind, der zu besiegen ist, der Tod, seine Macht noch beibehält.

Die Propheten des Alten Testaments haben ihr ungeduldiges Harren auf die Erfüllung der Verheißung hinausgeschrien. Die Gläubigen des Alten Bundes haben ihre Hoffnungen oder ihren Überdruß, ihre Auflehnung oder ihre Hingabe geäußert. Jesus hat in seiner Prüfung zu Gott aufgeschrien: «Vater, wenn du willst, laß diesen Kelch an mir vorübergehn!» (Lk 22,42). Er hat kein Wunder verlangt; er hat das Kommen des Reiches nicht voller Ungeduld überstürzt. Er hat es inständig herbeigesehnt, und wie das Neue Testament berichtet, hat die Urgemeinde sich dieses Sehnen zu eigen gemacht: «Ja, komm Herr Jesus!» (Offb 22,20). Wir sind noch nicht im Reich daheim;



das Bittgebet ist der Schrei, den wir zum Himmel ausstoßen, der Schrei, den unsere Konflikte, Widersprüche, Schwächen, Leiden uns vor Gott entringen, damit die Verheißung endlich in Erfüllung gehe. Dieser Schrei wird nicht unbeantwortet bleiben. Johannes versichert uns: «Eine laute Stimme vom Throne hörte ich rufen: «Siehe, das Zelt Gottes unter den Menschen: Er wird unter ihnen wohnen. Sie werden seine Völker sein, und Er wird Gott mit ihnen sein. Er wird jede Träne von ihrem Auge trocknen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Jammer, noch Mühsal, denn das erste ist vergangen»» (Offb 21, 3-4).

Wir sind noch nicht im Reich daheim, und unsere Bitte bestätigt das. Und doch müssen wir jetzt zu Kindern Gottes werden. Das Bittgebet bezeugt nicht bloß, daß wir noch fern vom Reich sind, sondern auch, daß wir noch nicht Söhne im Voll-sinn sind. Hören wir noch einmal, wie Jesus zu Gethsemani betet: «Vater, wenn du willst, laß diesen Kelch an mir vorübergehn! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!» (Lk 22, 42). Jesus schreit zum Vater; er weiß, wie schlimm es ist, daß wir noch nicht im Reich daheim sind, und doch ist sein Aufschrei zum Vater ein kindlicher Anruf. Er betet als Sohn: «Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe!»

Es ist nicht leicht, dieses Gebet zum richtigen Verständnis zu bringen. «Den Willen Gottes tun» ist ein abgegriffener Ausdruck und hat eine zu offensichtlich repressive Funktion, als daß er nicht aufreizen würde. Er ist besonders mißverständlich in der Sprechweise der landläufigen Frömmigkeit. Man denkt dabei sogleich an ein Diktat Gottes, dem man zu willfahren hätte; man denkt an ein verwehrendes Gesetz, einen zum voraus aufgestellten Plan, ein geplantes Vorhaben. Und man weiß eigentlich nicht, wo man dieses Gesetz lesen, diesen Plan einsehen, dieses Vorhaben wahrnehmen soll. Man hat Hilfsmittel vorgelegt: unlängst waren es die Zeichen der Zeit; einst dachte man – naiver – an die kirchliche Obrigkeit. Indem man in einer Ordensgemeinschaft das Gelübde des Gehorsams ablegte, versicherte man sich eines einfachen Lese-rostes, um den Willen Gottes zu entziffern. Das sind mehr oder weniger ungeschickte Versuche, an den Sinn des Ausdrucks heranzukommen. Sie lassen ihn eine Funktion spielen, die seine ursprüngliche Bedeutung verdeckt. Gott will unsere Befreiung, und dieser Wille läßt sich nicht vom Entschluß trennen, uns zu seinen Söhnen zu machen.

In der Gethsemaniepisode bittet Jesus Gott, die Angst, die ihn überfällt, von ihm zu nehmen, doch

fügt er hinzu: «Dein Wille geschehe, nicht der meine!» Das Reich ist noch nicht gekommen; es ist richtig, daß Jesus zu Gott aufschreit. Doch nicht weniger richtig ist es, daß das Reich sich nicht aufzwingt; es ist ja der befreite Mensch. Was Gott will, ist diese Freiheit, die vom Menschen selbst ausgeht, und nicht das auferlegte Aufblühen oder Glück, wofern sich diese beiden Begriffe, Zwang und Glück, überhaupt auf den gleichen Nenner bringen lassen. Nicht die Stillung der Begierden ist der Inhalt des Reiches, sondern die Art, wie sich der Mensch zu dieser Stillung einstellen soll. Sie kann nur die Frucht der Freiheit sein, nachdem man auf die imaginären Wünsche verzichtet hat. Darum wird das Gebet inständiger: Zeichen der Zeit, Gesetze, Autoritäten, Revolten zeigen, daß wir noch nicht frei und noch nicht Kinder Gottes sind. Der Gläubige ruft Gott an, damit die Sohnes-freiheit Jesu zu seiner eigenen Freiheit werde; der Gläubige fleht Gott an, ihm den Geist Jesu zu geben, damit er sich bekehre. Das Gebet ist der Akt, worin man sich selbst aufgibt, um sich von der Freiheit des Gottesgeistes erhaschen zu lassen. Der Schrei, den unser Elend uns abringt, weil das Reich noch nicht gekommen ist, oder unsere Selbst-entfremdung, weil die Freiheit noch Verheißung ist, drückt aus, wie es mit uns vor Gott steht: Wir verlangen von ihm nicht einen Machtzuwachs oder einen bevorzugten Status, sondern die Freiheit, die vom Geiste herkommt. Paradoxerweise bitten wir ihn, daß wir uns selbst sind, indem wir ihn Gott für uns sein lassen. Wir werden so zu Söhnen, das heißt fähig, den Vater nicht zu beneiden, für uns selbst verantwortlich und offen zur Liebe.

Aus diesen zu knappen Bemerkungen erhellt, daß sich das Gebet nicht trennen läßt vom Akt der Bekehrung. Es hebt an mit einer Bitte, die Gott zum allmächtigen Lückenbüßer für unser praktisches und technisches Unvermögen zu machen versucht. Es ist somit egozentrisch und in unserem Utilitätskult befangen. Es hört nicht zu, sondern schwatzt und erzählt Gott von uns. Doch nach und nach wechselt das Gebet die Richtung. Es hört auf, von unseren Wünschen und Bedürfnissen besessen zu sein; es wird wortkarg, tritt in die Nacht ein, und Gott scheint zu schweigen. Der Gläubige erfaßt dann vital, daß Gott so wenig der notwendige Zuschuß zu seinem Tun ist wie der Vater der Energieersatz für die Schwäche seines Kindes ist. Er ist der, der dazu antreibt, seine Freiheit in einem einzigartigen Abenteuer aufs Spiel zu setzen, und damit ist er derjenige, der in Jesus sein Antlitz enthüllt. Denn das gegenwärtige Schweigen Gottes



ist nicht leer, sondern die Voraussetzung dafür, daß ein stets präsent und doch vergessenes Wort ertönt: das Wort des Evangeliums, dessen Prophet Jesus war. Das gegenwärtige Schweigen bereitet auf dieses Hören vor und gibt einen Vorgeschmack von diesem Wort. Das gegenwärtige Schweigen ermöglicht die Sammlung, worin man vernimmt, was gesagt worden ist und was der Geist in uns murmelt. So wächst der Mensch im Akt des Gebetes. Er erwirbt eine neue Beziehung zu den Wesen und Dingen. Er ist nicht mehr vom Produzieren besessen, sondern läßt einen Reichtum in sich einbrechen, der von jenseits seiner selbst herkommt und den sein Macht- und Fabrikationshunger ihn hatte vergessen lassen.

Die neue Beachtung, die man dem Gebet schenkt, wirkt sich auch auf die Art und Weise aus, wie der Mensch seine Beziehung zur Welt versteht. Viele machen unserer Industriezivilisation den Vorwurf, Raubbau zu treiben. Sie beute die Natur und die Menschen aus, um oberflächliche oder künstlich geweckte Bedürfnisse zu befriedigen. Dieses Vorgehen verwüstet nicht nur die Umwelt, sondern beeinträchtigt auch die Lebensqualität. Man beginnt an der Wissenschaft zu zweifeln, die vielen als der Hauptfaktor dieses irrationalen Wucherns und dieses geplanten Raubbaus erscheint.

Es wäre naiv, wollte man diese Revolten und dieses Aufbegehren zu einer Stütze der Apologetik verwenden. Nicht weniger naiv wäre es, wollte man die Wissenschaft für die unseligen Folgen unserer Gesellschaftsorganisation oder unseres Heißhunger nach materiellen Gütern haftbar machen. Der Imperialismus des wirtschaftlichen Denkens füllt eine Leere aus. Wenn der Mensch des Westens bloß ein Produzent ist, dann darum, weil seine Bildung, sein Machthunger ihn in diese Richtung drängen. Das Gebet selbst war lange Zeit eine Domestikationstechnik. In dem Moment, da unsere technische Meisterschaft ihren Gipfel erreicht, macht das Verschwinden einer der Funktionen des Gebets den Blick frei für dessen eigentliche Dimension.

Das Gebet bleibt somit nicht ohne praktische Folgen. Sie sind in dem Maß vorhanden, als man ihnen nicht nachjagt; sie gehören zum Dazu-geschenkten, Ungeschuldeten. Trotzdem die in diesem Heft geäußerten Meinungen gewaltig auseinandergehen, hätte es doch sein Ziel erreicht, wenn es die immer wieder geäußerte Frage: «Was nützt es, zu beten?» überflüssig machte und den zu einem Weltbezug freilegte, der Auswirkung oder Vorgeschmack der geistgeschenkten Freiheit wäre.

CHRISTIAN DUQUOC

Übersetzt von Dr. August Berz